



Sendung vom 11.07.2008, 20.15 Uhr

Ernst Jacobi
Theater- und Filmschauspieler
im Gespräch mit Dr. Susanne Zimmer

- Zimmer:** Der "Menschenbildner", der "stille Star", der "Schwierige": Das sind Versuche, meinen heutigen Gast zu beschreiben. Herzlich willkommen, Ernst Jacobi.
- Jacobi:** Vielen Dank für die Einladung.
- Zimmer:** Herr Jacobi, der "Schwierige", der "Menschenbildner", der "stille Star": Welcher von diesen drei Begriffen passt denn Ihrer Meinung nach zu Ihnen?
- Jacobi:** Es stimmen alle drei, denke ich. Ja, so eitel bin ich.
- Zimmer:** Welcher ist Ihnen denn am nächsten? Bei welchem fühlen Sie sich am treffendsten beschrieben?
- Jacobi:** Der Häufigste ist jedenfalls eindeutig der "Schwierige".
- Zimmer:** Das hat aber, wie ich annehme, weniger mit dem Menschen Ernst Jacobi zu tun als mit den Rollen, die Sie verkörpert haben.
- Jacobi:** Ja, man findet mich einfach schwierig. Ich verstehe in der Regel nicht, warum das so ist.
- Zimmer:** Sie selbst halten sich also nicht für schwierig?
- Jacobi:** Nein, gar nicht.
- Zimmer:** Man muss eigentlich über sehr, sehr viele Facetten Ihres Schaffens reden, über Film, über Fernsehen, über Fotografie, über Autorenschaft usw. Gibt es da einen Schwerpunkt, den Sie selbst setzen würden?
- Jacobi:** Dieser Schwerpunkt ist im Laufe meines Lebens ganz sicher gewandert. Zunächst einmal war das das Theater ... Nein, eigentlich war es von Anfang an alles: Funk, Fernsehen, Theater – und alles gleichzeitig.
- Zimmer:** Gehen wir das alles mal ein wenig chronologisch an. Sie sind in Berlin geboren und hatten dann schon ganz früh Kontakt zum Radio. Was war denn das damals, was haben Sie gemacht beim RIAS?
- Jacobi:** Ich habe gesungen, ich war eines der Kinder im RIAS-Kinderchor.
- Zimmer:** Wie sind Sie dort hingekommen?

Jacobi: Ein Musiklehrer von mir leitete den RIAS-Kinderchor. Er hat mich einmal nach der Schule dort hinbestellt, weil er wollte, dass ich da mit dabei sein sollte. Wir haben dann eine kleine Übung gemacht und er fand, ich würde sehr gut zu diesem Chor passen und sollte deshalb mitsingen. Das wollte ich selbst aber überhaupt nicht. Als er mich fragte, ob ich mitmachen wolle, habe ich glatt Nein gesagt.

Zimmer: Warum haben Sie es dann doch gemacht?

Jacobi: Ich habe es dann doch gemacht, weil er, etwas verzweifelt nach irgendeinem Haken suchend, um mich zu ködern, das für mich Richtige sagte: "Da gibt es bei jeder wöchentlichen Probe und bei jeder Aufnahme ein Essen!" Das war damals ja noch ein Berliner Militärsender, nämlich der amerikanische Militärsender. Die hatten eben auch eine Messe, wie man das nennt, und dort gab es sehr gutes Essen! Und so habe ich dann doch gesagt: "Ja, ich singe!"

Zimmer: Wie alt waren Sie denn da?

Jacobi: 14, 15 Jahre, weil das ja im Jahr 1947 war.

Zimmer: Sie waren also gerade im Wachsen begriffen und immer hungrig, wie ich annehme.

Jacobi: Nun ja, die Zeit nach dem Krieg war eigentlich die schlimmere – zumindest für mich, aber für viele andere Menschen eben auch. Nach dem Krieg gab es weniger zu essen als während des Kriegs.

Zimmer: Auf diese Zeit werden wir noch zu sprechen kommen. Wie sah denn dann diese Entwicklung vom Mitglied im Kinderchor bis zur Schauspielschule aus? Ich habe gelesen, dass Sie damals eigentlich ein Gartenbaustudium angepeilt hatten.

Jacobi: Ja, das hätte ich gerne gemacht.

Zimmer: Was hat Sie dann aber von den Blumen zur Schauspielerei gebracht?

Jacobi: Das hat natürlich viel mit meiner Kindheit zu tun: Ich habe sehr früh gelernt, mich in die Natur zurückzuziehen und im Garten zu arbeiten. Ich hatte damals aber auch eine Frau an meiner Seite, nämlich das Hausmädchen in diesem Pfarrhaus, die sehr, sehr viel davon verstand. Da habe ich sehr aufmerksam gelernt. Das war eigentlich mein Fundus und ich dachte lange Zeit, dass ich daraus vielleicht einen Beruf machen könnte. In Berlin gab es nach dem Krieg zwar noch ein paar Gärtnereien, aber die hatten keine Gewächshäuser mehr, weil es kein Glas gab. Sie hatten auch keine Kohle, um zu heizen usw. Ein Lehrling wäre das Letzte gewesen, was sie gebraucht hätten. Das ging also nicht, dieser Weg war versperrt.

Zimmer: Dann ist es aber trotzdem noch ein weiter Weg bis zur Schauspielerei.

Jacobi: Nun ja, das hat sich einfach so ergeben. Irgendwann wurde ein RIAS-Kind ausgewechselt und man suchte Ersatz. Plötzlich sagte jemand: "Nehmt doch diesen frechen Rotkopf da! Vielleicht kann der das!" Und ich konnte das. Ich wusste zwar nicht wirklich, was ich da machen sollte, weil ich vom Elternhaus her überhaupt keine Verbindung zu diesem Beruf hatte. Von da aus ging es dann in den Schulfunk. Der erste Regisseur, an den ich mich erinnern kann und der richtig mit mir arbeitete, bei dem ich also zum ersten Mal gemerkt habe, dass dieser Beruf schwer ist, dass mir dafür eigentlich

alles fehlt und dass ich da noch gewaltig viel lernen muss, war Rudolf Noelte. Rudolf Noelte machte damals eine Theaterinszenierung, zu der er mich holte. So hat sich das dann eigentlich erst ergeben. Ich hatte aber nie die Vorstellung, dass das von Kontinuität sein könnte, dass das mein Beruf werden würde. Ich habe es halt gemacht und ich war auch über lange Zeit der Einzige in der Familie, der Geld verdiente.

Zimmer: Mit dieser Schauspielerei?

Jacobi: Ja, und das waren noch lächerliche Honorare. Aber immerhin.

Zimmer: Das heißt, damit waren die Eltern auch einverstanden. Denn wenn man sich so etwas aussucht als Beruf, das so ein bisschen aus dem Rahmen fällt, dann klingt das ja normalerweise in den elterlichen Ohren nicht immer gut.

Jacobi: Ja, das war harmlos. Nein, es stimmt natürlich nicht, was ich jetzt sage, aber so war es immerhin zunächst.

Zimmer: Sie meinen damit, dass das im Laufe der Zeit dann doch schwieriger wurde?

Jacobi: Ja, es wurde schwieriger, aber die Hauptschwierigkeit bestand eigentlich darin, dass die Schule nicht darunter leiden durfte. Damals war das alles noch nicht so streng geregelt wie heute mit Jugendschutz usw. Aber irgendwie hätte auch damals schon die Schule die Möglichkeit gehabt, das zu untersagen. Denn die Schulfunkaufzeichnungen, die Hörspiele usw. wurden ja alle nachts gemacht. Die räumlichen Möglichkeiten waren einfach sehr beschränkt: Ich glaube, es war ein altes Fernmeldeamt, in dem der RIAS damals begann. Die Studios wurden tagsüber alle für die aktuellen Sendungen gebraucht, sodass man nur nachts an Hörspielaufnahmen usw. arbeiten konnte. Ich war also sehr viel nachts im Sender – oft bis in den frühen Morgen. Und dieser Schlaf fehlte mir in der Schule natürlich. Das durfte ich aber nicht erzählen, ich sollte möglichst wenig davon reden, weil sonst die Schule möglicherweise gesagt hätte: "Das kommt nicht in Frage!"

Zimmer: Und Sie mussten möglichst frisch sein am Morgen, ob Sie das tatsächlich waren oder nicht.

Jacobi: Ja, man musste immerhin so tun.

Zimmer: Trotzdem haben Sie dann doch Blut geleckt und die Schauspielschule besucht. Da war also der Weg zu einem wirklichen Beruf eingeschlagen.

Jacobi: Nein, immer noch nicht. Ich habe nur gewusst, dass ich etwas lernen muss, denn das, was ich konnte, reichte einfach nicht: So ein bisschen frech daherreden reichte einfach nicht.

Zimmer: Welche Vorstellung hatten Sie denn sonst von Ihrem beruflichen Leben?

Jacobi: Na ja, mir geisterte schon immer noch dieser Gartenbau im Kopf herum. Das ist auch bis heute nicht ganz weg. Heute gibt es ja einen wunderbaren Beruf, den ich gerne gemacht hätte, den es aber damals noch gar nicht gegeben hat: Baumchirurg! Bäume zu retten, ist etwas Schönes, das hätte ich gerne gemacht.

Zimmer: Aber es hat sich einfach nicht so ergeben.

Jacobi: Auch mit Holz zu arbeiten, wäre eine Option gewesen, denn ich dachte auch mal daran, z. B. eine Tischlerlehre zu machen.

Zimmer: Sie haben sich also nie nur auf die Kunst eingelassen.

Jacobi: Ich will damit sagen, dass es nicht von Anfang an direkt mein Ziel gewesen war, in diesen Beruf zu gehen. Ich wusste ja auch gar nicht, was da auf mich zukommt, was das werden würde.

Zimmer: Wissen Sie es heute?

Jacobi: Ja, jetzt weiß ich's, denke ich. Ja, doch.

Zimmer: Und Sie bereuen Ihre Entscheidung nicht mehr.

Jacobi: Hm, ich zögere mit der Antwort.

Zimmer: Ich merke es.

Jacobi: Ich zögere deswegen, weil der Beruf, den ich mal gelernt habe, nicht mehr existiert, wie ich meine. Ja, das darf man wohl so sagen.

Zimmer: Wir reden jetzt vom Theaterschauspieler.

Jacobi: Ja, vom Theater. Aber auch beim Fernsehen ist das Arbeiten heute anders als früher. Es ist eine ungeheure Zeitknappheit entstanden.

Zimmer: Was hat sich denn konkret verändert? Ist alles schnelllebiger geworden? Werden die Produktionen heute schneller durchgepeitscht?

Jacobi: Ja, es ist einfach weniger Zeit vorhanden. Aber Kreativität ist nun einmal nicht komprimierbar. Da kann man einfach nicht sagen: "Das kann man auch schneller machen!" Die Kreativität ist eine Größe, die eine ganz eigene Zeit braucht. Sie ist variabel, man weiß nicht genau, wie lange man brauchen wird, man kann das nicht voraussagen. Und deswegen braucht man diese zeitliche Freiheit, wenn man kreativ sein möchte, und kann nicht fordern: "So, in fünf Minuten muss das vorhanden sein, geliefert werden usw.!"

Zimmer: Gibt es aber nicht umgekehrt einen großen Stress, eine große Anspannung auf der Theaterbühne? Denn dort muss man die eigene Leistung, die eigene Kreativität auf den Punkt genau abrufen können. Oder erleben Sie das anders?

Jacobi: Ja, aber die Arbeit auf dem Theater ist ja geprobt. Früher wurde sehr ausführlich und lange probiert. Die Präzision, die man braucht, um eine Aufführung wirklich gemeinsam zu schaffen, ist meiner Meinung nach sehr, sehr wichtig. Sie ist ein Gerüst, das man unbedingt braucht. Ich will Ihnen in einem Beispiel erzählen, was ich damit meine. Ich bin mal von einer sehr langen Weltreise zurückgekommen und hatte das Stück, das dann noch einmal aufgenommen werden sollte, wirklich total vergessen. Ich habe auf der Rückreise immer gedacht: "Wie war denn das? Wie hast du das damals gemacht bei den Aufführungen?" Aber das war alles komplett weg. Dann stand ich jedoch wieder in der altvertrauten Dekoration auf der Bühne: Das heißt, der Rahmen war wieder da. Und dann war auch das andere wieder alles da. Denn das war geübt, das war präzise geübt. Man kannte die Gänge, man kannte die Gegenstände usw. Präzision ist also ein wichtiger Punkt in der Schauspielerei, den ich auch immer sehr geliebt habe. Noelte war z. B. ein großer, präziser Arbeiter.

Zimmer: Das war wohl wirklich ein ganz spezieller Lehrmeister für Sie.

Jacobi: Ja, er war in der Tat lange mein Meister.

Zimmer: Mit einem solchen Menschen in diesen Beruf einzusteigen, ist natürlich eine große Gnade.

Jacobi: Ja, das ist richtig. Noelte war wirklich unglaublich präzise. Er machte die Dinge sehr gerne vor und erwartete, dass man das dann genauso machte. Er schrieb anfangs auch immer lange und ausführliche Kritiken, später hatte er dafür ein Tonband. Aber auch das, was er aufs Tonband gesprochen hatte, schrieb er ab und legte diese Kritiken dann in die Garderobe. Ich erinnere mich z. B., dass da einmal stand: "Ernst, wo war der Viertelblick?" Wir hatten nämlich verabredet, dass ich in einer bestimmten Szene einen "Viertelblick" machen sollte, also ganz kurz nur so einen Blick andeuten sollte.

Zimmer: Das ist auch schwierig.

Jacobi: Ja, aber schön. Ich denke, das ist etwas Schönes und ich habe das auch sehr gerne gemacht.

Zimmer: Jetzt habe ich das Wort "schwierig" gebraucht. Da muss ich Sie natürlich fragen, nach welchen Kriterien Sie sich für Ihre Rollen entschieden haben.

Jacobi: Ach, entschieden habe ich mich immer nur insofern, als ich gesagt habe: "Nein, das mache ich nicht!" Denn sonst hat man ja als Schauspieler nur wenig Entscheidungsfreiheiten: Man bekommt eine Rolle angeboten und kann sich dann dazu verhalten. Ich selbst als Schauspieler kann ja keine Wünsche äußern – jedenfalls habe ich das nie gekonnt.

Zimmer: Aber es waren schon immer die etwas gebrochenen Figuren, die Sie gespielt haben. Warum war bzw. ist das Ihrer Meinung nach so?

Jacobi: Entweder hatten die Leute einen sehr guten Blick und dachten, dass ich das eigentlich können sollte, dass ich das leisten würde; wie sie das gesehen haben, weiß ich aber nicht. Oder es war einfach ein Experiment, dass sie gesagt haben: "So, das probieren wir jetzt mal aus." Und dann ging das eben gut und so hatte man plötzlich einen Spezialisten für solche Rollen, von dem man dann wirklich sagen kann: "Der kann das!"

Zimmer: Das war die Geburt des "Schwierigen".

Jacobi: Ja, man sagte dann: "Der kann das spielen, der muss das wieder spielen, denn der hat schon gezeigt, dass er das kann!"

Zimmer: Kam da nicht auch manchmal der Wunsch auf, etwas ganz anderes zu spielen?

Jacobi: Natürlich kam und kommt der oft auf. Aber das nützt ja nichts.

Zimmer: Wenn man einen nicht lässt.

Jacobi: Ja, wenn man mich nicht lässt oder kein Vertrauen in mich hat oder nicht die Erfahrung hat, dass ich das auch kann, dann wird das eben nichts.

Zimmer: Sie können also nur ablehnen. Was lehnen Sie denn ab? Welches Genre lehnen Sie ab – oder ist es bereits falsch, hier nach einem Genre zu fragen?

- Jacobi:** Ich habe am Theater sehr, sehr lange Zeit ohne festen Vertrag gearbeitet. Natürlich hat es in dieser Zeit auch ein paar Theater gegeben, die mich binden wollten. Denn das hatte z. B. auch ökonomische Gründe, weil man dann sagen konnte: "Wenn wir ihn eh bei uns haben und ihn bezahlen, dann soll er auch spielen, so oft es geht."
- Zimmer:** Das ist dann eine berechenbarere Summe.
- Jacobi:** Ja, klar, das ist ja auch verständlich. Aber ich habe das bis auf ein Mal immer abgelehnt. Das macht wohl einen Teil meines "Schwierigseins" aus: weil ich eben nicht auf Kommando besetzt werden wollte. Früher war es einfach üblich, dass darüber mit den Schauspielern im Ensemble gar nicht geredet wurde: Da gab es einen Besetzungszettel, der am Schwarzen Brett erschien und von dem man erfuhr, was man als Nächstes zu spielen habe. Aber genau das wollte ich nicht.
- Zimmer:** Das kann ich gut verstehen. Wie geht man denn an eine Rolle ran, wenn ich das so ganz laienhaft fragen darf? Gibt man da auch immer ein bisschen von sich selbst her oder von der eigenen Erfahrung? Oder holt man sich das quasi irgendwie von einem anderen Stern?
- Jacobi:** Darauf gibt es sicherlich ganz verschiedene Antworten, denn es gibt nun einmal sehr, sehr verschiedene Wege, Schauspieler zu sein. Ich will da überhaupt keinen werten oder behaupten, der eine Weg sei besser oder richtiger als der andere. Nein, man kann ganz verschieden an diesen Beruf herangehen. Für mich jedoch heißt das, dass ich ohne den Bezug auf mich selbst gar nicht arbeiten kann: Ich muss immer irgendwie etwas finden in mir, das damit zumindest eine Ähnlichkeit hat, sodass ich dann assoziativ weiterkommen kann. Aber wichtiger ist ohnehin die Frage: Was will denn der Autor? Was ist da verlangt von mir als Schauspieler? Nicht alles davon hat man parat oder bereits erlebt. Ich denke, die Fantasie ist da schon auch eine große Hilfe: Man kann sich wirklich enorm viel vorstellen.
- Zimmer:** Sie haben viel Theater gespielt an großen Häusern: in München, in Wien, in Zürich usw. Aber das Theater alleine war es dann auch nicht. Denn dann kam der Film bzw. zwischendurch kamen immer wieder der Film und das Fernsehen. Was ist da der Unterschied? Was reizt einen Theaterschauspieler am Film, am Fernsehen?
- Jacobi:** Auch das ist relativ zufällig entstanden, denn das Fernsehen entstand gerade, als ich über den Funk in diesen Beruf hineinkam. Das waren in Berlin ja zunächst einmal nur Versuchssendungen von der Deutschen Bundespost. Es hatte ja auch niemand einen Fernseher. Die ersten Sachen, die gesendet wurden, sahen sich die Menschen damals vor dem Schaufenster eines Radio- und Fernsehgeschäftes an. Denn zu Hause hatte niemand einen Apparat. Ich selbst habe auch nie gesehen, was ich da gemacht habe, weil man ja noch nicht die Möglichkeit der Aufzeichnung hatte.
- Zimmer:** Das war also immer live?
- Jacobi:** Ja, das war immer live. Aber es hat mir gefallen. Auch da hat mir komischerweise wieder von Anfang an die Präzision gefallen. Denn das war ja noch alles sehr, sehr kompliziert mit den Kameras: Die hatten früher ja alle noch Wechselobjektive, d. h. die Kamera musste dauernd das Objektiv wechseln und man musste als Schauspieler wissen bzw. sollte wissen,

welches Objektiv gerade verwendet wird. Auch z. B. die Kabel auf dem Boden machten große Probleme. Man musste ganz präzise wie im Theater proben, wohin man schaut, wohin man geht usw. Auch die Umzüge waren sehr kompliziert: Da zog man sich z. T. bereits die Schuhe aus oder der Garderobier kroch auf dem Boden rum und wechselte einem bereits die Strümpfe, während man oben noch etwas in die Kamera sagte. Das war einfach die einzige Möglichkeit, das zu machen, denn unterbrechen und aufzeichnen und schneiden konnte man eben noch nicht. Diese Präzision hat mir persönlich immer schon sehr gefallen und so bin ich da eben reingerutscht. Und dann ist es ja auch klar: Wenn man merkt: "Der macht das gerne!", dann nimmt man den auch immer wieder.

Zimmer: Ihre Kreativität hat Sie dann ja in viele Sparten "getrieben". Wurden Sie da tatsächlich ein bisschen getrieben? Oder war das einfach die Lust auf etwas Neues? Ich denke da z. B. an die Fotografie oder an die Regie.

Jacobi: Die Fotografie war die Suche nach einem Ausweg, wie ich das mal genannt habe, die Suche nach einem Ausweg, als das Wort schwierig wurde, als das Wort gefährlich wurde und eigentlich nicht mehr das ausdrückte, was ich sagen wollte. Ich habe damals einfach etwas anderes gesucht. Wenn man sagt, man habe die Sprache verloren, dann muss man eben im Stummen etwas finden. Und das war für mich die Fotografie.

Zimmer: In welchem Sinne war die Sprache für Sie gefährlich geworden? Im politischen Sinne?

Jacobi: Ja, ich hatte da große Probleme.

Zimmer: Reden wir jetzt über die Zeit Ihres Aufwachsens in der Nazizeit?

Jacobi: Nein, ich denke hier eigentlich mehr an die Zeit nach 1968, als große und z. T. berechtigte Angst herrschte und man bestimmte Dinge nicht mehr wollte und sehr streng selektiert hat. Das Stichwort hierzu ist der "Radikalenerlass". Da hieß es: "Wir wollen dieses und jenes nicht mehr hören! Und wer trotzdem dieses oder jenes sagt, der fliegt raus."

Zimmer: Sie haben sich aber das Maul nicht verbieten lassen und ...

Jacobi: ... ich bekam Schwierigkeiten.

Zimmer: Ihre Form des Ausdrucks haben Sie dann in der Fotografie gefunden.

Jacobi: Ja, aber ob ich sie dort wirklich gefunden habe, ist eine andere Frage. Gut, ich habe das halt eine Zeit lang gemacht. Ich habe abstrakte Dinge fotografiert.

Zimmer: Kann man denn eine solche Vielfalt, einen solchen Weg überhaupt planen?

Jacobi: Nein, auf keinen Fall!

Zimmer: Das heißt, man hangelt sich irgendwie durchs Leben?

Jacobi: Ja, so ist das.

Zimmer: Haben Sie für sich da manchmal die Gefahr gespürt, sich zu verlieren – obwohl das Wort "sich verlieren" hier sicherlich viel zu dramatisch klingt. Aber wenn man so viele Dinge so gut kann wie Sie, ist es dann nicht schwierig zu bestimmen, was der Schwerpunkt sein soll? Oder braucht man so einen Schwerpunkt gar nicht und genießt die Vielfalt?

- Jacobi:** Ob man etwas kann? Wer sollte darauf eine Antwort geben? Ich habe jedenfalls nie gefunden, dass ich etwas "kann", ich habe stattdessen immer nur gesucht. Und dann haben einige Leute zu mir gesagt: "Ach, das ist ganz schön, mach doch weiter!" Aber das war wirklich mehr eine Suche. Man muss bei der Fotografie z. B. immer wieder Motive suchen, muss etwas entdecken, das einen reizt. Das Ganze geht also nicht mit Vorsatz. Mit Vorsatz käme zumindest ich nicht weit.
- Zimmer:** Welchen Einfluss hatte denn Ihr privates Umfeld auf solche Lebensentscheidungen? Sind Sie ein Mensch, der sich diesbezüglich mit den Menschen, die ihm nahestehen, austauscht? Oder machen Sie das eher nur mit sich alleine aus?
- Jacobi:** Das hat sich verändert. Früher war ich sehr einsam, wenn ich das so sagen darf. Ich habe das alles für mich alleine entschieden. Aber es wäre auch gar niemand da gewesen, mit dem ich das hätte entscheiden können. Heute tue ich das jedoch sehr gerne, heute wird alles besprochen und reflektiert. Ich habe eine sehr verständige und liebe Frau.
- Zimmer:** Sie waren ja immer sehr viel unterwegs: Welchen Stellenwert haben denn da eigentlich die Familie, die Freunde, der private Kreis?
- Jacobi:** Ich habe es jedenfalls so erlebt, dass einen dieser Beruf sehr einsam macht. Man ist eine Zeit lang sehr intensiv mit etwas beschäftigt, aber irgendwann ist das dann wieder vorbei und man geht woanders hin, wo man immer wieder neue Leute trifft. Kontinuität in Beziehungen zu halten, ist in diesem Beruf sehr schwer.
- Zimmer:** Das ist ja auch ein Beruf, der Anforderungen an einen stellt, die nur schwer zu teilen sind. Das heißt, die Last dieses Berufs muss man ganz alleine tragen.
- Jacobi:** Ja, das ist richtig. Meine Konstitution – ich finde gerade kein besseres Wort – war für vieles sehr ungünstig. Als Kind war z. B. mein Selbstvertrauen komplett zerstört: Das musste ich mir erst sehr mühsam wieder aufbauen. In dem Buch, das ich geschrieben habe, kommen als Beispiel dafür auch zwei Reisen vor. Man könnte ja sagen, dass man bei so einer Autobiografie die Reisen auch weglassen könnte, denn das ist doch etwas sehr Privates usw. Das war bei mir aber überhaupt nicht so. Ich bin nicht gereist, um die Welt zu sehen, sondern um mir zu beweisen, dass ich das aushalte: "Ich gehe alleine in die Welt, ohne Rückhalt, mit sehr wenig Geld und das halte ich aus! Ich werde das können! Ich werde mir beweisen, dass ich in der Welt alleine zurechtkomme!" Das war das Motiv für meine Reisen. Und deswegen kommen sie in meinem Buch vor.
- Zimmer:** Ich zeige jetzt einfach mal Ihr Buch in die Kamera. Der Titel "geb. '33" steht hier in Anführungszeichen. Dieser Titel ist also bereits ein Zitat, eine Aussage. Das heißt, es geht ums Aufwachsen in der Nazizeit. Ich nehme an, dass das mit vielen Verletzungen und Irritationen geschah, mit Verletzungen und Irritationen, die man sein Leben lang nicht mehr los wird.
- Jacobi:** Das ist richtig.
- Zimmer:** Ist dieses Buch auch ein Stück Trauerarbeit?
- Jacobi:** Ja, das ist es ganz unbedingt auch. Aber ich würde das doch nicht an die erste Stelle rücken wollen. Ich war ja ein begeisterter Hitlerjunge: Es war für

mich daher ein großes Erschrecken, ein großes Aufwachen im Jahr 1945. Es folgte eine große Ratlosigkeit und Unsicherheit, was denn aus mir geworden wäre, wenn wir den Krieg gewonnen hätten. Das war wirklich eine ganz entscheidende Frage für mich, eine Frage, die mich übrigens heute noch beschäftigt. Und das ist auch gut so, wie ich meine. Da hängt also nicht irgendetwas nach, sondern ich habe etwas gelernt dabei: Ich habe begriffen, dass lernen auch heißt, nicht die Vergangenheit zu begreifen, sondern zu begreifen, was auf einen zukommt, wie und wo man sich verhalten muss, ehe es zu spät ist.

Zimmer: Das heißt, Sie wollen für die Zukunft doch Erfahrungen und Schlüsse aus der Vergangenheit ziehen.

Jacobi: Ja, absolut.

Zimmer: Nach der Lektüre Ihres Buches traue ich mich jetzt einfach zu sagen, dass Ihr Verhältnis zu Ihrem Vater, zu Ihrer Mutter nicht einfach war.

Jacobi: Das war bestimmt nicht einfach. Ein Motiv für dieses Buch war zunächst einmal, dass meine Frau gesagt hat, sie wüsste so wenig von mir; ob ich da nicht mal was aufschreiben könne, weil sie neugierig wäre darauf. Zunächst einmal wollte ich das gar nicht, weil ich mir sagte: "Ach, da war doch gar nichts! Da gibt es doch gar nichts zu erzählen." Ich habe mich also erst so allmählich in das alles reingearbeitet. Das entscheidende und wichtigste Motiv für mich, das zu schreiben, war dann die Entdeckung, dass ich ein Kind war, das ein sehr schwieriges Verhältnis zu seiner Mutter hatte. Ich liebte meine Mutter heiß und innig, wie das bei Buben oft der Fall ist: Das geht so weit, dass man sich als Junge in dieser ödipalen Beziehung vorstellt, später einmal die Mutter zu heiraten. Diese Vorstellungen hatte ich jedenfalls auch: "Ich liebe meine Mutter und sie liebt mich auch!" Das war aber absolut falsch, das war total falsch. Meine "Investitionen" in dieses Verhältnis blieben nämlich unerwidert. Ich habe wohl irgendwie unbewusst gespürt, dass sie mich nicht liebt und dass sie mich gar nicht brauchen kann. Aus diesem Grund habe ich dann eben die Rolle des Werbenden gespielt: Ich spielte die Rolle des Komikers, des Clowns, die Rolle dessen, der unglaublich pflegeleicht und lustig ist, sodass man ihn einfach gern haben muss. Denn das war das Ziel. Aber damit bin ich vollkommen gescheitert. Das zu entdecken, dass sie mich gar nicht lieben konnte, war eine mühsame und schwere Arbeit.

Zimmer: Das ist bestimmt auch schmerzlich.

Jacobi: Ja, das war auch schmerzlich. Heute weiß ich, dass es ganz natürlich ist, dass es so war. Heute kann ich gerne an sie denken und sie auch lieben, wie man das eben so nennt, denn dieses Wort "lieben" ist ja sehr changierend und schwierig.

Zimmer: Und wie war das mit dem Vater?

Jacobi: Die Ehe meiner Eltern wurde ganz früh geschieden. Mein Vater tauchte ab und zu auf und kümmerte sich auch ein bisschen. Er war es, der mir die HJ-Uniform besorgt hatte. Er war bereits im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen und blieb dann in diesem Fahrwasser, d. h. er hat da nie herausgefunden. Ich habe ihn eigentlich überhaupt nie verstanden. Seltsamerweise ist aber jetzt nach meinem Buch von einer Halbschwester ein Brief zu mir gekommen, in dem er sich über mich äußert. Und das, was er darin sagt,

widerspricht total dem Bild, das ich hatte. Er hat ganz offenbar sehr viel von mir gehalten als Junge. Das habe ich aber nie erfahren. Und so habe ich ihn auch nie erlebt. Es gab da eine schlimme Geschichte in meiner Kindheit, die ich in diesem Buch auch schildere.

Zimmer: Manchmal tun sich Eltern einfach schwer zu sagen: "Wir sind stolz auf dich!"

Jacobi: Ja, leider.

Zimmer: Ein wichtiges Stichwort in diesem Zusammenhang ist wohl auch die Verführbarkeit. Sie waren ein begeisterter Hitlerjunge, aber wenn ich mir Ihre Geschichte vor Augen führe, dann stelle ich fest, dass es da eben einen Vater gegeben hat, der Sie an der Hand genommen und gesagt hat: "So, das machst du jetzt!" Das heißt, Sie hätten sich doch gar nicht wehren können.

Jacobi: Es ist sehr schwierig, sich zu wehren, wenn man gar keinen Anlass hat. Ich bin da reingeschliddert und habe das alles für wahr gehalten und für gut befunden. Ich war wirklich das Produkt dieser Propagandazeit: Den Heldentod zu sterben für die Fahne, das war im Bereich des Gewünschten!

Zimmer: Das war also nicht nur denkbar, sondern sogar gewünscht.

Jacobi: Ja, das war es, das war gewünscht, da sollte man hin. Es ist schwierig das zu vermeiden, wenn man niemanden in der eigenen Umgebung hat, der zu einem sagt: "Junge, denk doch mal nach! Was machst du denn da, was singst du denn da?" Denn wir haben in der HJ solche Lieder gesungen, wie: "Köpfe rollen, Juden heulen, die SA marschiert, Marxisten an die Wand ...". Das ist mir alles wieder eingefallen, denn man kann sich doch relativ gut erinnern, wenn man sich nur Mühe gibt. Ich habe mir mit Entsetzen gedacht: "Damals hast du dir überhaupt nichts dabei gedacht! Das ist doch grauenvoll, was da an unreflektiertem Erinnerungsbodensatz geblieben ist!" Mir wurde klar, dass das das Fundament für eine entsetzliche Entwicklung gewesen wäre. Ich würde daher nie jemandem erlauben zu sagen: "Na ja, das ist doch Blödsinn. So wie du bist und so wie ich dich kenne, da wäre es doch ganz unmöglich, dass du irgendwie ein SS-Scherge geworden wärst." Wieso nicht? Jeder kann alles werden, wenn man nicht aufpasst.

Zimmer: Das glaube ich auch. Wo haben Sie denn das Kriegsende erlebt?

Jacobi: In der Rhön, in einem kleinen Dorf in Thüringen, weil ich bei einem Onkel gelebt habe und dieser Onkel dorthin versetzt worden war.

Zimmer: Das war der Onkel, zu dem Sie Ihre Mutter sozusagen abgeschoben hatte.

Jacobi: Ja, richtig. Und dort war das erste Erschrecken nach Kriegsende verbunden mit der Vorstellung, die lange und intensiv propagiert worden war: "Jetzt kommt eine fürchterliche Zeit der Strafe und der Rache. Aus dir wird nie mehr etwas werden, weil sie, die Sieger, alles dafür tun werden, damit der Geist, in dem du aufgewachsen bist, sich nicht wiederholt, nicht noch einmal den Kopf hebt." Für mich war der Begriff "Zukunft" daher total finster! Aber es war gut, dass es so war. Denn damit konnte wirklich ein Neuanfang beginnen.

Zimmer: Daraus haben Sie dann nämlich eine geradezu überbordende Kraft für Ihre Kreativität gezogen.

Jacobi: Ja, ich halte das für einen wirklichen Glücksfall, denn ich konnte sagen: "Es war alles falsch! Alles muss jetzt neu beginnen!"

Zimmer: Und dann folgte Ihre Rückkehr nach Berlin. Sie kamen in diese vollkommen zerstörte und später auch geteilte Stadt. Beim Lesen Ihres Buchs habe ich Sie für Ihre Kraft bewundert: Woher haben Sie damals diese Kraft für die Kunst, für das Theater genommen? Wie bekommt man also diese zwei Welten sozusagen in ein Herz, in ein Hirn? Wie geht man damit um?

Jacobi: Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen, obwohl mit diesem Beispiel, mit dieser Situation nicht die ganze Entwicklung, nicht all diese Prozesse beschreibbar sind, die bei mir dann nach Kriegsende eingesetzt haben. Man kann das eigentlich nicht an einer Situation festmachen, trotzdem will ich das jetzt mal versuchen. Ich habe in diesem kleinen Ort die Bühne parallel zur Erziehung in diesem Pfarrhaus kennengelernt. Im Pfarrhaus wurde ich natürlich mit der Bibel konfrontiert und dabei speziell mit dem Buch Genesis, mit der Schöpfung der Welt usw. Kurz, ich bekam eine Vorstellung davon, wie das alles begonnen hat. Ich bin dort aber auch, wenn alle weg waren, wenn die Arbeiter weg waren, alleine auf die leere Bühne gegangen und habe diese Bühne plötzlich begriffen als die Ursituation – quasi wie in der Genesis. Ich habe die Bühne als eine Möglichkeit begriffen, am Abend mit einem Stück die Welt noch einmal neu erschaffen zu können, also als eine Möglichkeit, den größten, den kreativsten Prozess auszuleben, den man sich eigentlich wünschen kann: Etwas ganz Neues schaffen! Natürlich war ich nicht so verblendet, gottgleich die Welt wirklich neu erschaffen zu wollen. Nein, nein, da war ich bereits recht bescheiden. Aber mir war klar, dass da auf der Bühne zunächst einmal Dunkelheit herrscht und Leere, und wenn man dann am Abend Licht macht, entsteht etwas ganz Neues. Da können Leute zuschauen und sind neugierig und sehen das gerne und kommen immer wieder und applaudieren am Ende vielleicht sogar.

Zimmer: Gibt es denn in dieser Welt des Erschaffens, des Kreativen eine Lieblingsrolle, auf die Sie stolz sind? Wobei ich vielleicht vorher fragen sollte, ob Sie überhaupt auf irgendetwas stolz sind, denn ich erlebe Sie ja als sehr bescheiden und zurückgenommen.

Jacobi: Ja, das wage ich jetzt doch zu sagen.

Zimmer: Das freut mich.

Jacobi: Ich habe das vorhin schon versucht zu erklären. Diese Rollen sind ja immer Angebote, und wenn man sie annimmt, dann ist damit jedes Mal auch ein Risiko verbunden, denn man weiß vorher nie, was daraus werden wird. Ich hatte jedenfalls das große Glück, mit sehr guten Regisseuren zusammenarbeiten zu dürfen, die viel von mir gefordert haben, was ich aber wahnsinnig gerne zu erfüllen versucht habe. Ich habe z. B. die drei großen Physiker sehr gerne gespielt. Das war einerseits eine intellektuelle Arbeit wie andererseits auch eine sinnliche Arbeit. Der Galilei ist jedenfalls ein unglaublich sinnlicher, lustiger, unglaublich bukolischer Mann – jedenfalls im Stück von Bertolt Brecht. Der Physiker Möbius im Stück "Die Physiker" von Dürrenmatt ist hingegen im Innersten eine sehr, sehr ernste, traurige Figur: Das ist ein Physiker, der sich als Ausweg nur mehr vorstellen kann, sich als verrückt auszugeben, um sich zu schützen, um das vor Missbrauch zu

schützen, was er weiß von der Welt. An der Oberfläche ist er daher bei Dürrenmatt eine sehr lustige Figur. Auch den Oppenheimer habe ich sehr gerne gespielt. Der ist zwar nicht so lustig, aber auch interessant. Große, wichtige Menschen habe ich jedenfalls gerne gespielt. Wobei ich aber nie gedacht habe, ich wäre nun selber auch groß und wichtig. Denn mir war immer klar, dass das nur die Wiedergabe einer Vorlage sein kann. Insofern gab es da nie irgendwelche falschen Gleichsetzungen. Aber diese Rollen waren doch große Aufgaben; das geschafft zu haben, darauf bin ich stolz.

Zimmer: Die Beschreibung, Sie seien ein Menschenbildner, stimmt also auch. Das trifft es wohl ziemlich genau.

Jacobi: Ja.

Zimmer: Gibt bzw. gab es denn unter den Kollegen Freundschaften oder private Kontakte? Oder kommt so etwas eher seltener vor?

Jacobi: Nun ja, solche Dinge sind in diesem Beruf immer zeitlich begrenzt. Ich habe z. B. immer wahnsinnig gerne mit Martin Benrath gespielt, ich habe Helmut Griem sehr geschätzt, zu dem es auch so eine Art Freundschaft gab. Ich kann hier gar nicht alle Namen nennen, denn da gäbe es sehr wohl noch diesen oder jenen. Aber wenn eine Arbeit zu Ende ist und man die Stadt wechselt, weil man woanders ein Engagement hat, dann zerreißt das wieder. Freundschaften sind also in diesem Beruf nur sehr schwer aufrecht zu erhalten, denn die muss man auch pflegen: Man muss Zeit und auch Muße für sie haben. Der andere ist ja auch immer irgendwie mitten in einer Arbeit, d. h. man erreicht ihn kaum oder gar nicht. Das ist also sehr schwierig und insofern hängt die Einsamkeit in diesem Beruf eben auch ursächlich mit diesen Umständen zusammen.

Zimmer: Gibt es denn einen Ort, den Sie Ihre Heimat nennen können? Ist das heute München oder ist das im Grunde genommen immer noch Berlin?

Jacobi: Heimat ist für mich sehr mit Menschen verbunden. Ich bin heute noch sehr gerne in Berlin: Ich bin dort aufgewachsen, ich habe diese Stadt geliebt, weil ich das Tempo und die Herausforderung dort geliebt habe. Ich fand mich auch sehr gut zurecht in Berlin und hatte z. B. mit diesem Tempo überhaupt keine Probleme. Das geht mir auch mit anderen Großstädten so. Heute aber kenne ich in Berlin niemanden mehr. Was ist das dann für mich? Nur mehr ein Häusermeer.

Zimmer: Sie haben also keine Beziehung mehr zu Berlin.

Jacobi: Nein, nicht mehr. Aber es gibt die Erinnerungen und ich nehme natürlich auch heute noch wahr, was dort passiert usw. Aber Heimat ist das nicht mehr. München ist aber auch nicht Heimat. Ich bin hier nicht zu Hause, ich kann diese Sprache nicht, ich bin kein Bayer. Ich habe auch immer vermieden, vielleicht ist das aufgrund des soeben Geschilderten auch verständlich, Dialektrollen zu spielen, wenn sie nicht in meinem eigenen Erfahrungsfeld lagen. Aus diesem Grund gab es dann manchmal Probleme mit Regisseuren, die mich deswegen für schwierig hielten, weil ich sagte: "Nein, das mache ich nicht. Ich spiele nicht in einem Stück von Schnitzler meinetwegen einen Mann im Wiener Dialekt, wenn ich diesen Dialekt nicht kann, denn das Beherrschen dieses Dialekts wäre für mich die Voraussetzung dafür." Der Dialekt ist ja nicht einfach eine Art zu sprechen, sondern der Dialekt ist eine Philosophie, eine Art, die Welt wahrzunehmen

und auf sie zu reagieren mit ganz spezifischem Humor und mit ganz bestimmten Haltungen usw. Die kann man nicht imitieren, die müssen vorher schon einfach da sein.

Zimmer: Das ist einfach ein Lebensgefühl.

Jacobi: Ja, das ist ein Lebensgefühl.

Zimmer: Wo würden Sie sich denn dann eingedenk dessen verorten? Sie merken schon, Sie kommen mir bezüglich der Heimat nicht aus. Gibt es denn auf dieser Welt einen Flecken, der Ihnen besonders nahe ist?

Jacobi: Ich werde Ihnen jetzt eine ganz seltsame Antwort geben: Wald! Wald ist Heimat für mich. In gewisser Weise ist also Einsamkeit Heimat für mich. Aber mir ist schon klar, dass das auch irgendwo ein Widerspruch ist, ein verrückter Widerspruch.

Zimmer: Das weiß ich gar nicht, denn es kommt wohl darauf an, wie man "Heimat" definiert.

Jacobi: Ich bin jedenfalls bereits als Kind sehr gerne in den Wald gegangen. Natürlich um ursprünglich Pilze zu sammeln, um Holz zu sammeln usw. Aber ich habe dabei auch immer die Zeit gefunden, das zu vergessen und einfach nur wahrzunehmen und da zu sein im Wald. Ich habe mich im Wald immer geschützt gefühlt, war also nie ängstlich, hatte nie Angst im Wald – auch nicht im tiefen Wald. Denn früher gab es noch mehr Wald und größere Wälder, in denen man sich auch durchaus verlaufen konnte. Und man kennt als Kind natürlich auch Märchen, die in Wäldern spielen.

Zimmer: Und die den Wald immer eher als bedrückend schildern.

Jacobi: Ja, stimmt, aber ich habe den Wald nie so empfunden. Gut, ob das wirklich nie der Fall war, weiß ich nicht, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Dunkelheit war für mich als Kind allerdings eine gewisse Schwierigkeit, das stimmt.

Zimmer: Haben Sie denn auch zu Tieren so ein intensives Verhältnis?

Jacobi: Ich denke, dass das wirklich sogar wechselweise so ist. Es ist natürlich sehr kühn, so etwas zu sagen, aber es ist schon so: Tiere laufen mir zu.

Zimmer: Haben Sie denn selbst irgendwelche Tiere?

Jacobi: Jetzt nicht, denn das ist in diesem Beruf einfach sehr schwierig.

Zimmer: Denn man muss auch für sie da sein und Verantwortung übernehmen.

Jacobi: So ist es. Früher hatte ich jedoch oft und immer wieder Tiere.

Zimmer: Darf ich Sie jetzt vielleicht noch ein bisschen nach Zukunftsplänen fragen? Wenn Sie sich für Ihre berufliche Zukunft etwas wünschen könnten, was wäre das? Gibt es eine Rolle, die Sie unbedingt noch spielen möchten?

Jacobi: Nein, das gibt es nicht. Es gab in den letzten Jahren nur sehr wenig Herausforderungen, wenig Angebote. Besser, wir fragen jetzt nicht danach, woran das lag bzw. liegt. Deshalb antworte ich auf Ihre Frage nicht mit der Vorstellung einer Rolle, die mir noch fehlen würde. Nein, da geht es mir eher um so ein Grundgefühl in mir: Ich denke, ich habe jetzt doch eine ganze Menge Erfahrung – immerhin habe ich bereits 60 Berufsjahre auf dem Buckel. Viele Ängste sind dabei überwunden worden und ich denke

doch, dass ich jetzt einiges mehr an Möglichkeiten hätte als früher. Ich könnte also mehr zeigen als je zuvor. Aber ich kann es nicht, denn wie sollte ich das machen, wenn ich die Angebote dafür nicht bekomme?

Zimmer: Liegt es vielleicht daran, dass Sie doch ein sehr zurückgezogener, stiller Star sind? Ich wage diese These jetzt einfach mal.

Jacobi: Ich weiß es nicht. Denn was soll man denn groß machen? Nein, ich denke, es liegt mehr daran, dass dieses ganze Feld nicht gewünscht ist, denn das meiste, das ich heute sehe, kommt mir so wahnsinnig platt und flach vor. Es gibt vor, lustig zu sein, und ist es vielleicht auch für viele, aber ich denke doch, dass Tabori recht hatte, als er gesagt hat: "Eine gute Pointe, ein guter Witz hat immer eine Katastrophe zur Basis." Und wenn man immer nur die eine Seite zeigt und die andere Seite unterschlägt, dann kann das nichts werden. Und da möchte ich auch, ehrlich gesagt, nicht mit dabei sein.

Zimmer: Sind wir heute nicht mehr mutig genug, auch zu den Katastrophen zu stehen?

Jacobi: Ja, das denke ich schon.

Zimmer: Obwohl uns das unsere Geschichte eigentlich gelehrt haben sollte.

Jacobi: Das hat sie aber nicht. Das meine ich wirklich sehr dezidiert: Das haben wir aus der Geschichte nicht gelernt! In meinem Buch nehme ich Bezug auf einen Satz von Max Frisch aus dem Tagebuch, das er geschrieben hat. Dort gibt es einen Satz, den ich vorher noch nie so gehört hatte. Dieser Satz ist mir quasi auf der Zunge zergangen, weil ich ihn, ohne es zu wissen, immer schon gekannt habe. Ich habe mir auch gar nicht vornehmen müssen, ihn mir zu merken, nein, den habe ich einfach so aufgenommen in mich: "Zwar meinen viele, das Geschehene zu kennen, und wie sie sagen zur Genüge, aber einmal, so meine ich, muss einen das Entsetzen erreichen, sonst gibt es kein Weiter." Und ich meine, das hat uns nicht erreicht. Einige ja, aber die meisten nicht.

Zimmer: Das ist ein sehr, sehr nachdenklicher Schlusssatz. Ich habe das Gespräch mit Ihnen sehr genossen, Herr Jacobi. Ich bedanke mich bei Ihnen.

Jacobi: Ich danke Ihnen.

Zimmer: Und ich danke Ihnen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, für Ihr Interesse. Auf Wiedersehen.